

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **3 (1921)**

Heft 33

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fortschritt und Fraueninteressen

Erscheint jeden Samstag.

Redaktion: Frau Elisabeth Chommen, Pellikanstrasse 15, Zürich, Telefon Cetinau 78.66
Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt U.-G., Aarau, Bahnhofstrasse No. 43,
Telephon 61, Postfach-Konto VI/1441.
Abonnementspreise: Für die Schweiz: Die einjährige Hempe-
welle 80 Cts. Für das Ausland 75 Cts. Zeitungen per Seite Fr. 2.50.
Schiffgebühr 50 Cts. Keine Verantwortlichkeit für Platzierungsbescheidnen
des Inserats. Inseratenpreis: Donnerstag Mittag.
Alleinige Annoncen-Annahme: Orell Füssli-Annoncen Zürich, Bahnhofstrasse 61 und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Gené, Lausanne, Neuchâtel etc

Nr. 33 Aarau, 13. August 1921 III. Jahrgang

Eine Hoffnung.

Vor unangelegter Jahresfrist geschah dem parteipolitisch nicht organisierten Leiter der Bundesversammlungserichte etwas ganz und gar Ungewöhnliches. Er vernahm nämlich etwas, das über das Tagesinteresse hinaus ging, etwas, nach dem man sich irgendeine Dummheit lebte, ja nach dem man sich aus ganzem Herzen, jenseit und so sehr nach dem Herz noch mit diesem Volk und diesem Land verbunden war. Man mußte sich nämlich fragen — vorausgesetzt, daß man die Mut zur Ehrlichkeit vor sich selber aufbringt — daß durch die Ereignisse während den Kriegsjahren der einseitige Glaube an Schweizer und Schweizerinnen aus Wanken gekommen war. Man muß sich nur ein wenig an die unheimlichen Ausläufer 1914 erinnern, und an ein einziges denken, was in jenen Tagen geschah war. Man braucht nichts anzuschauen, nicht das lärmige Getöse der Arbeiterkassen und das schillernde Gebahren des Arztes während den Generalfesttagen, noch an anderes, noch sehr Gewöhnliches zu erinnern, um die heimliche Angst offenbar zu machen, die in uns allen liegt, die Angst: irgend etwas ist faul im Staate Dänemark; das ist noch kein Volk, wie man es sich wünscht; noch ist es nichts mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl, der wahrhaftigen gegenseitigen Hilfsbereitschaft auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet, und von „christlicher Verbündeter“ zu sprechen ist noch immer eine Utopie, wenn nicht Gotteslästerung. Es hilft nichts, sich mit Bundesbesitzern und jenseitigen Christenunterstützern über die Wahrheit hinwegzusetzen. Seit August 1914 ist die heimliche Angst ein offenes Bekenntnis von der inneren Zerfallenheit unseres Volkes. Und seitdem zittert bis weit ins Innere hin eine gewisse Erwartung in uns allen: es muß von den Führern etwas geschehen, das diesem Zustand ein Ende macht. Etwas, das nach außen hin den Zusammenhalt unserer Völker, die Solidarität des Volkes zu fördern, Tat werden zu lassen. Dabei war man sich ja sofort bewußt, daß an unserer Generation nichts mehr zu retten ist, es sei aber etwas geschehen, wenn doch aus der nächsten Zukunft ein neuer Geist aufstehe. Diese heimliche Hoffnung wurde eines Tages herbeigeholt, nämlich im den Augenblick, als Nationalrat Waldvogel von Schaffhausen seine Motion auf Einführung einer ledenschaftlichen Dienstpflicht für die gesamte schweizerische Jugend einbrachte. Der Grundgedanke dieser Motion ist folgender:

Nach zurückgelegtem 20. Altersjahr sollen die Junglinge, — es trifft in der ganzen Schweiz jedes Jahr über ca. 10,000 — in Truppen, die sich möglichst weit von der Heimat, Abwehrstellungen im Hochland und Hochgebirge vornehmen, lassen auf Wanderwegen durch die Heimat sich über Heimat, Staat und Menschheit unterrichten und sich unterrichten lassen, sollen durch Mischung der verschiedensten Berufsarten, Stände und der Berufstufen sich kennen lernen, und sie sollen alle aus dem ledenschaftlichen Dienst, der nicht mit Militär zu tun hat, ein Stück Menschentum mit nach Hause tragen, das ihnen ihre große und tiefe Verantwortung für ein Gesamtvolkswohl des Volkes vor Augen stellt.

Ein gleiches soll mit den Töchtern geschehen. Nach dem 18. Altersjahr sollen sie — ihrer 15,000 jedes Halbjahr — in je 10 und je 10 Kolonien für den Krankenpflege, der Kindererziehung, der Gartenarbeit annehmen, sollen auch wie die Jungmänner ihre Wander, ihre Schwelmer aus allen Ständen und Gauen lernen, sollen das für das Ganze schärfen, ein Bewußtsein, das lebendigen und mitbestimmenden inneren Anteil nimmt an den alles entscheidenden Ereignissen des Alltags.

Feuilleton.

Das Haus „Zum großen Keffig“.

11) Erzählung von Ruth Waldheller.

Herr Linden lächelte, als er das Papier feinem Kollegen überreichte. Herr Waldheller aber dachte nach, daß er nun unbeschäftigt im „Großen Keffig“ leben und lachen würde.

Und wenn er auch tief das Haupt beugte unter der jähren Demütigung, die Gott über ihn verhängt hatte, so meinte er doch, ein torvolles Lebensabend wäre für einen abgewanderten Mann nicht zu verurteilen. Und er verurteilte, den Stolz, der sich ihm im Herzen baumte, damit zu beschneiden, bis er sich ausmalte, wie er in der ledenschaftlichen Unterwelt, große Warenposten mit großen Summen zu beschaffen, für die Modedesignerin des Weltberühmten das Beschaffungswesen eine Sorge um Preis und Zahlung auszuüben und von seinem verdorbenen Standpunkt aus auch die Hand am Steuer des Geschickes haben würde, und endlich, wie ihm die jenseitigen, welche die Trakt seine Geschäfte kannten, ihr respektvolle Zeilnahme mißten angedeihen lassen.

Ungläubig erblickte Herr Waldheller in den Tagen der Bekämpfung, während sein Kaufmannsamt und sein Zirkus langsam und unauffällig dahinsinken, eine kleine, warme Heimkehr.

Im „Großen Keffig“ ließ sich eines Tages Christoph Goldner, der Millionär, melden. Und als Waldheller den Namen des Millionärs mit empfindlicher Aufmerksamkeit wahrnahm, erwartungslos im Wohnzimmer trat, fand er den jungen Mann in demselben Kostüm, den er in der Hand, als einen Bekannten vor sich sah.

Christoph Goldner kam als Fremder am Arztaulen Marcarotes Band. Und was er angab, unter Verbindeung vorbrachte, war, er sei Herr Waldhellers alte Zuhilfenahme zu sein. Denn der junge Mann, als ob er sich verbeugte zu haben, daß der Mann, der Waldheller gegenüber war, sich dem Werke der Güternützlich zu widmen, das er selbst mit neuemachteten Kräften eben wieder aufnehmen wollte, und er meinte, aus ihren Worten verstehen zu dürfen, daß sie gewillt war, mit ihm bereit und unter seinem Schutz der ersten Berufung zu folgen.

So sah Herr Waldheller nicht nur das fünfte Leben seiner Zuhilfenahme, sondern auch den Beginn eines neuen Lebens, denn die fünfte Witwenin betrachtete sich, als eine Braut des Jünglings, denn des Mannes, ja, anfanglich, wenn ihr Verlobter ihr in die verheiratete Welt aufzufinden lassen haben sich, wurde der junge Streiter gegen den Tod für sie selber.

Er hatte sich zwar nicht vorzuerkennen; in seinem Lebensbuch aus der Scheinwelt; aber die langjährige heimliche Kraft seiner Jugend schloß bei ihm vornehmlich des neuen Lebens. Doch allmählich erwarnte sich auch Marcarotes Wien an dem ihres Verlobten. Denn Christoph war ein Mann, der die Schmach, die seiner achtundzwanzig Jahre trotz aller Hoffnungen anstarrte, der Bekämpfung und Schanden löste, deren Schwere sie selber nicht verstand, in ihm er sich von neuem in doppelt fremde Hüt. Denn er hatte seiner Liebe noch ein Opfer gebracht, von dem allein er selber wußte.

So kam es, daß auch Marcarotes von einer hoffnungsreichen Zukunft vorerwarteter Brautstand den wechselnden Stimmungen solcher Zeiten nicht entging.

Ungläubig machte sie sich Sorgen um den Vater, der sie oft klagend anmah, die Hand auf die Schulter lege und trauer laute: „Und du wußst uns also verlassen?“ Sie wußte ihn wohl auf Gao, aber er wußte ab: „Ach, die hat ihre Einigkeit im Kopf.“

Und wußte hätte Gao nichts von Marcarotes hinterlistigen Anmerkungen. Wie ihrer Fremde, die auf dem Wege und Heimkehr. Sie ging mit einer in sich abgetriebenen Weise umher und machte in ihrem schmiedenden, aber sehr bewogenen Wesen den Eindruck eines Menschen, der von der Welt erhabt ist und unabhätig auf ihre Verantwortung denkt.

Abends, wenn die Schwestern zu Bett gingen, als es sich manchmal, daß sie plauderten und mehr, als sonst ihre Gewöhnheit war, sich gegenseitig äußerten. Marcarotes

gelten können; doch liegt die Schuld daran wohl nicht bei den schweizerischen Unternehmern, sondern im Ausland, daß man die Zonen überhaupt zum Gegenstand von Unternehmungen machte. Die Schweiz gibt durch nun eingeführte neue Abkommen mit Frankreich ein hervorragendes Recht preis, bietet tieferer Wert durch wirtschaftliche Bereitwilligkeiten, die man im Grunde genommen bereit beläßt, niemals aufgegeben werden kann. Alle schönen Worte von Vertrauen in die alten freundschaftlichen Beziehungen ändern nichts an der Tatsache, daß der französische Jücker mit all seinen Zugnenden durch den neuen Staatsvertrag an der Grenze Kantonsgrenze sein Leben entfalten wird. Mande alle Genfer äußern unvorhersehen die Abneigung gegen diese Regelung der Dinge und verdrängen das Vertrauen ihrer Mitbürger in die Neugestaltung der Grenzverhältnisse nicht zu teilen. Man darf nun gespannt sein auf die Darstellung, welche der Bundesrat der Angelegenheit in der erwarteten Volkschaft an die eigentlichen Väter geben wird. Die Bundesversammlung hat den neuen Staatsvertrag lediglich zu ratifizieren. Dant der Staatsvertragsinitiative mehr er aber dem Referendum unterziehen, da er neben kurzfristigen auch bleibende Bestimmungen enthält. Da die schweizerischen Unternehmungen nun einmal zu weit gediehen sind, wird alle nachträgliche Bedenken in den Räten und in der breiten Öffentlichkeit nichts mehr nützen. Es gilt, die Zonenrechte zu günstigen Frankreichs zu begraben.

Mit dem 31. August fällt die Aufenthaltserlaubnis für König Karls in der Schweiz ab. Niemand wird erstaunt sein, wenn demnach ein Geschäft um Verlängerung von Seiten der hier ins Bundeshaus fließt. In den hohen Werten, wo man ihn aufnehmen möchte, zieht es den Heilmann nicht hin; Italiens Gefilde locken ihn nicht; fern im Süd, das hohe Spanien, zeigt sich als schwer zugängliche. Kein Zweifel, außer Land ist für die fürstlichen Verweilungen besonders günstig gelegen, doch hat das Schweizerland im großen Ganzen dafür wenig Verständnis; es erwartet von Bundesrat, daß er jeden Mißbrauch unteres „Hochrechtes“ verhalte, komme er von einem Monarchen oder von einem Volksherrn.

In der Bundesversammlung haben seit einigen Tagen ca. 55,000 Unterschriften der „Bauernvereins-Initiative“; diese Initiative ist gefordert, daß die eidg. Prämie von 50,000 Unterzeichner annehmen. Man tut aber, was man kann, und man versucht, da sich erheben, daß die Prämie jenseitigen eine große Zahl der Unterzeichner, die formal ansehbar sind. Je größer die Zahl der Unterzeichner, um so eindeutiger gestaltet sich das Begehren. Es muß überraschen, daß in einzelnen Gemeinden bis 75 Prozent der stimmberechtigten Bürger unterzeichnen, trotz der feinsinnigen umgeschichteten Gegenpropaganda, die aus Interzessionskreisen ins Feld gezogen wird. Welch ein Erfolg, hätten die Frauen mitten hinein!

Politisches und Unpolitisches aus der Bundesstadt.

Bern, den 11. August.

Die heißen Tage, die wir klagend erleben, erweisen sich der hohen Politik nicht günstig; politische Fragen von Bedeutung sind seit der Jenseitigkeit im Bundeshaus kaum ausgehandelt. So bleibt übrig, um das Ergebnis des Jenseitens mit allen Seiten hin zu erörtern und zu bestätigen. Als einen diplomatischen Erfolg wird es nicht

den schweizerischen Unternehmern, sondern im Ausland, daß man die Zonen überhaupt zum Gegenstand von Unternehmungen machte. Die Schweiz gibt durch nun eingeführte neue Abkommen mit Frankreich ein hervorragendes Recht preis, bietet tieferer Wert durch wirtschaftliche Bereitwilligkeiten, die man im Grunde genommen bereit beläßt, niemals aufgegeben werden kann. Alle schönen Worte von Vertrauen in die alten freundschaftlichen Beziehungen ändern nichts an der Tatsache, daß der französische Jücker mit all seinen Zugnenden durch den neuen Staatsvertrag an der Grenze Kantonsgrenze sein Leben entfalten wird. Mande alle Genfer äußern unvorhersehen die Abneigung gegen diese Regelung der Dinge und verdrängen das Vertrauen ihrer Mitbürger in die Neugestaltung der Grenzverhältnisse nicht zu teilen. Man darf nun gespannt sein auf die Darstellung, welche der Bundesrat der Angelegenheit in der erwarteten Volkschaft an die eigentlichen Väter geben wird. Die Bundesversammlung hat den neuen Staatsvertrag lediglich zu ratifizieren. Dant der Staatsvertragsinitiative mehr er aber dem Referendum unterziehen, da er neben kurzfristigen auch bleibende Bestimmungen enthält. Da die schweizerischen Unternehmungen nun einmal zu weit gediehen sind, wird alle nachträgliche Bedenken in den Räten und in der breiten Öffentlichkeit nichts mehr nützen. Es gilt, die Zonenrechte zu günstigen Frankreichs zu begraben.

Mit dem 31. August fällt die Aufenthaltserlaubnis für König Karls in der Schweiz ab. Niemand wird erstaunt sein, wenn demnach ein Geschäft um Verlängerung von Seiten der hier ins Bundeshaus fließt. In den hohen Werten, wo man ihn aufnehmen möchte, zieht es den Heilmann nicht hin; Italiens Gefilde locken ihn nicht; fern im Süd, das hohe Spanien, zeigt sich als schwer zugängliche. Kein Zweifel, außer Land ist für die fürstlichen Verweilungen besonders günstig gelegen, doch hat das Schweizerland im großen Ganzen dafür wenig Verständnis; es erwartet von Bundesrat, daß er jeden Mißbrauch unteres „Hochrechtes“ verhalte, komme er von einem Monarchen oder von einem Volksherrn.

In der Bundesversammlung haben seit einigen Tagen ca. 55,000 Unterschriften der „Bauernvereins-Initiative“; diese Initiative ist gefordert, daß die eidg. Prämie von 50,000 Unterzeichner annehmen. Man tut aber, was man kann, und man versucht, da sich erheben, daß die Prämie jenseitigen eine große Zahl der Unterzeichner, die formal ansehbar sind. Je größer die Zahl der Unterzeichner, um so eindeutiger gestaltet sich das Begehren. Es muß überraschen, daß in einzelnen Gemeinden bis 75 Prozent der stimmberechtigten Bürger unterzeichnen, trotz der feinsinnigen umgeschichteten Gegenpropaganda, die aus Interzessionskreisen ins Feld gezogen wird. Welch ein Erfolg, hätten die Frauen mitten hinein!

Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe treten immer energischer mit Forderungen für Einfuhrbeschränkungen auf und verlangen von der Bundesbesitzung die reichere Erledigung derselben mit der Begründung, daß die Situation von dualistischen Elementen kaum ausgenutzt werde zum Schaden der hoheländischen Arbeit. Wenn man nun das unheilvolle aber unheilvolle herausgehobene Begehren der geschäftlichen Produkte durchgeht, so erhält man den Eindruck, daß bereits „reichlich gekürzt“ wird. Einfuhrbeschränkungen und die seit dem 1. Juli in Kraft getretenen Zolltarifänderungen machen einen Einfluss auf die Einfuhr stark geltend. Von den Zolltarifänderungen hatte man eine Vermehrung der Zollsummen erwartet, statt dessen trat im Monat Juli ein Rückgang ein.

Daß die einheimische Arbeit des Schubes bedarf, zeigen die hohen Ziffern der Arbeitslosen und die Kritik, die aus dem eidgenössischen Arbeitsamt, daß es von Bundesrat und Bundesversammlung einen neuen erheblichen Kredit für Arbeitsbeschaffung verlangen muß.

Die wirtschaftliche Krise lautet immer noch schwerer auf dem Lande; sie drückt der diesjährigen Bundesbesitzung ihren ersten Stempel auf. Bei unserer offiziellen Feier auf dem Parlamentarismus appellierten alle Redner: Bundesrat W u s s, Oberförsternkommandant W i s s b o l z und Dr. G a n i n i an die Solidarität aller Klassen und Stände zur Überwindung der bedrückenden Zustände. Tropfen die sozialistische „Tagewacht“ die Arbeiterchaft aufgefordert hätte, der Feier fern zu bleiben, war die Beteiligung aus allen Bevölkerungskreisen eine gnaulige. Die Redner sind ein patriotischer Volksglaube und finden sich an einem festung immer wieder über allen Parteienhaber hinweg zu dem.

Das kirchliche Leben der Bundesstadt wies kürzlich ein seltsames Ereignis auf. Professor Dr. F e r z o g, der Bischof der römischen Katholischen Nationalkirche, besag am 1. August unter allgemeiner Anteilnahme der Bevölkerung seinen 90. Geburtstag. Was Herr Herzog als Pfarrer der christlichen Gemeinde, als Lehrer der katholischen theologischen Fakultät unter Hochachtung, als Verfasser theologischer und historischer Schriften in 40-jähriger ehrenvoller Amtstätigkeit als Bischof seiner Kirche geleistet hat, das läßt sich nicht in wenigen Worten sagen; nur das ist erwähnenswert, daß sich wohl kaum je der Führer einer kirchlichen Richtung in diesem Maße der hohen Achtung aller Andersdenkenden erdienen durfte, wie dies bei Bischof Herzog der Fall ist.

In nächster Zeit werden wir Frauen der reformierten Pfarrkirchen-Gemeinde in die Lage kommen, nun erstmalig unter Schirmherrschaft auszuüben und zwar bei einer Pfarrerversammlung, die sich allem Anschein nach im Zeichen des Kampfes vollziehen wird. Der Kirchgemeinderat steht auf dem Standpunkt, es sei dem verstorbenen Pfarrer Baubach, dem bekannten Volksphilosophen, ein Nachfolger der freistündigen Reformierung zu geben. Die sozialdemokratischen Kirchgemeindeführer bestreiten einen „Beruf“ vorzuschlagen und haben bereits im Oben Lande die kirchliche Konventionen tun und wie sich die Frauen verhalten werden. Auf jeden Fall freuen wir Schirmherrinnen des Langganges darauf, endlich einmal einen Schirmherrn zu finden, der sich nach bestem Wissen und Gewissen für den Würdigen in die Urne zu legen.

Rantone.

Zürich.

Berufsberatungsstelle für Mittelschüler. Eine Berufsberatungsstelle für Mittelschüler (Mädchen und Mädchen) ist nach Aufnahme mit den zürcherischen Mittelschulen beim kantonalen Jugendamt in Zürich errichtet worden. Die Beratungsstelle will sich in engem Kontakt mit der Berufsberatung der Mittelschulen insbesondere jenseitigen Schülern widmen, welche aus irgendwelchen Gründen genervt oder genötigt sind, die Mittelschule vor dem Verlassen zu verlassen und die beruflichen Zuspinnung nach ganz anderer Richtung umzuwechseln. Die Beratung wird hauptsächlich bestehen in einer gründlichen Aufklärung über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in den einzelnen Berufsarten sowie in der Bestimmung der besondern Berufung sowie in der Aufstellung

ein Talent zu wehren, und niemand hat eine Freude, daß etwas aus einem wird. Ja, andere würden sich ein wenig freuen, wenn eines eine Stimme hätte, nicht nur eine Stimme, sondern — sie brach ab und wurde rat — „es ist natürlich dumm, daß ich es selber laue.“

„Nein, nein,“ meinte Marcarote, „es ist auf, wenn man sich auspricht. Du hältst es nur früher bezugslos. In dieser Sache fehlt dir eben etwas. Du weißt ja, wie ich es selber erdachte habe in der letzten Zeit.“

„Du hast doch Christoph!“

„Oben darum.“ Marcarote leuchte und sah seine in eine Gade, dann fuhr sie sich mit der Vernehmlichkeit ihres Nachhohes über die Augen, und es war auszuwachen, daß sie weinte.

„Über Marcarote!“

„Ich bin zu unruhig in den letzten Tagen,“ flüsterte die Schwester. „Ich glaube — ich schäufte mich auf — ich habe ihn so lieb. Es ist nicht recht von mir.“

„Du laute Gao auf.“ Was? Deinen eigenen Brautmann?“

„Ja, du verstellst das nicht.“ Inate Marcarote zwischen flehen Schilfgräser. Wir sind durch das Welt zusammenkommen und für das Welt. O, wenn Christoph nicht er — er ist eben, so selbstberichtet —, daß ich nicht anders kann, als an ihn denken, an ihn lieben.“

„Aber das darfst du nicht! Und dann tänstest du doch mit ihm darüber reden.“

„Nein, nein! Eine du nur nicht!“

„Weißt du, Marcarote, ich glaube, es würde ihn erst noch freuen. Ja, ich, das glaube ich. Denn er sieht dich manchmal mit so liebreichenden Augen an, als ob er sich alles übergeben möchte.“

„Nein, nein.“ flüsterte Marcarote, „das ist, wenn er seine Krankheit wieder bringt, und dann tut er mir so leid, und es kommt ein recht über mich, daß ich an ihn denke, an ihn alle mit dem Herzen, aus trostlose ich die Augen und ich in der Nacht.“

„Zu berufen Zeit, als man im „großen Keffig“ einer Sozietät einzureihen, machten sich im Laufe Jena Weinwirtschaftsberichter über das Thema des Vertrauens geltend.“

